

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Die goldene Schüssel von Zürich
Autor: A.K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576313>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der gleiche Mensch auch in dem Prinzenmantel

..... Und vor allem will ich
Nur Cyprian sein und keines Schatten mehr.
Neßt mich an keinem andern als an mir,
So habt Ihr meinen Dank.“

So darf denn Cyprian, dem alles gelungen ist, der aber im letzten Moment ebenso willig bereit ist, alles um der Wahrheit seines eigentlichen Wesens willen wieder aufzuopfern, von dem Rosanie einmal geringschätzig meinte:

„Im Grunde ist er gänzlich ohne Herz,
Heroisch-kühl. Er nimmt, was er bekommt,
Und was ihm nicht wird, macht ihm keinen Kummer“
endlich doch als der durch Ehrlichkeit gegen sich selbst und andere endgültig Siegreiche auf eine erfreuliche Wendung seines zukünftigen Schicksals hinblickend mit Stolz bekennen:

„Es galt mir selbst die Probe,
Und ich bestand sie“ —

und er darf ruhig und ohne Gewissensbisse über sein bisheriges Tun als Quintessenz seiner Lebenserfahrungen die weise Mahnung hinzusetzen:

„Wer ein Mann ist, hält
Mit starker Faust des Glückes Gaben fest.“

Eine wohlthuende, heitere Zufriedenheit leuchtet am Schlusse des Ganzen wie eine milde Abendsonne über dem Schauplatz vergangener, stürmischer Naturereignisse. Der König freut sich, sein Erbe in die Hände eines würdigen Nachfolgers legen zu können, und spricht es lobend aus, was er am meisten an Cyprian bewundert und geschätzt hat:

„An Florizel gemessen jeder Zeit,
Bracht er Zustand, doch Cyprian zu sein,
Er selbst in allem“

und erntet für dieses Wort „von mehr als Narrenweisheit“ die Anerkennung seines Hofnarren. Die arme verlassene Rosanie, eigentlich die Urheberin von Cyprians Glück und Erfolg, die ihm die Wege geebnet und ihn liebevoll begleitet hat, aber freilich eine ganz andere als ihm wesensverwandte Natur ist, zieht sich traurig resigniert in ein anderes Land zu neuem Lebenskampfe zurück, und der Narr epilogisiert schließend:

„Mir gehts wie Euch, fand alle diese Zeit
Melancholie nicht mehr die rechte Ruh,
Ihr schwarzes Spinnweb-Schleiertuch zu spannen,
Nun alle jubeln, fühl' ich, kommt mir Weinen,
Ein rechter Scherz muß stets durch Tränen scheinen!“

und damit ist das glücklich ausgehende Schicksal unseres Helben und dessen szenische Darstellung auch offiziell vom Dichter mit der Krone eines fröhlichen, heiter gegebenen und heiter aufzufassenden Scherzspiels bedacht worden!

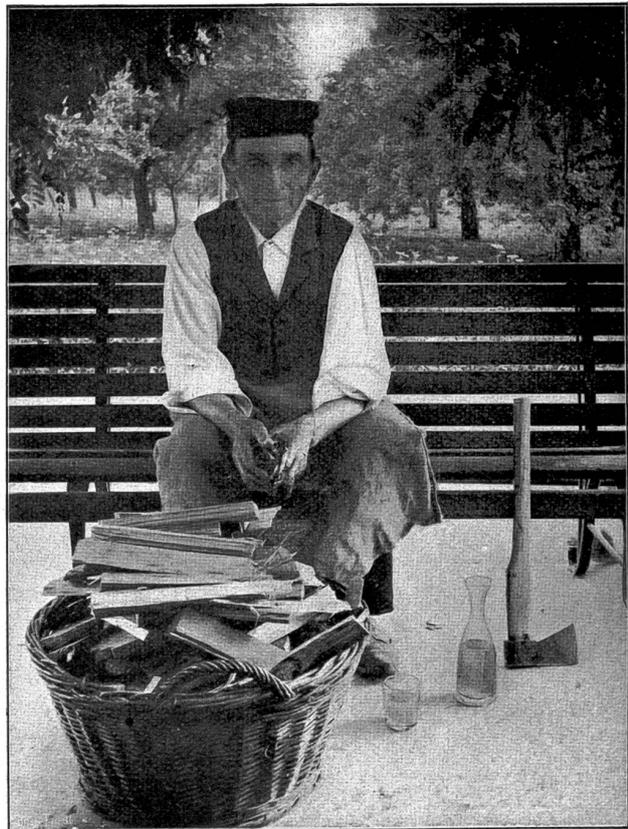
Ein ebenso eigenartiges und nicht weniger selbständiges Talent tritt uns in dem fast nur allzu feingearbete-ten Stücke eines jungen einheimischen Schriftstellers, in „Schattens Schatten“, einer symbolisch-närrischen Tragödie*) von Paul Hugo Luz entgegen. Des jugendlichen Zürchers Erstlingswerk, die Trilogie „Luzifer oder das Ringen der Menschen“ (1906), die in ihren drei Teilen „Adam“, „Kain“ und „Jesus“ ein uraltes Menschheitsproblem in vielversprechender und bedeutender Weise behandelte, hat an dieser Stelle bereits eine eingehende kritische Würdigung erfahren. Was der dramatische Erstling von damals versprach, hat das vorliegende Werk an anerkanntswerten Fortschritten innern Ausreifens und äußerer Technik zum Teil bereits geleistet. Es macht sich trotz dem schon im Titel betonten Symbolismus des Ganzen, der freilich da und dort noch mit allzu despotischer Willkür seine Alleinherrschaft behaupten möchte, doch schon eine recht erfreuliche Wendung zu einem abgeklärten, gefunden, frischern und natürlicheren

Realismus in Auffassung und Darstellung des zu behandelnden Stoffes bemerkbar. Wir begrüßen den poetisch vielbegabten, entschieden dramatisch talentierten Schriftsteller, der sich inzwischen auch als Lyriker vorzüglich auf dem reich besetzten Paranaß der Jung-Schweiz eingeführt hat, zu dieser weitem Probe seines guten Willens, ernstern Schaffens, und es wird nicht mehr allzulange dauern, so dürfen wir auch getroßt sagen treffsichern Könnens und gelungenen Wirkens. Jeder junge Most muß gären, damit ein klarer, feiner Alterswein daraus werde. Gärung verspüren wir auch in dem zweiten Stücke noch genug; aber es beginnt sich auch manches schon hoffnungsvoll abzuklären und tüchtig zu läutern. (Schluß folgt).

Die goldene Schüssel von Zürich.

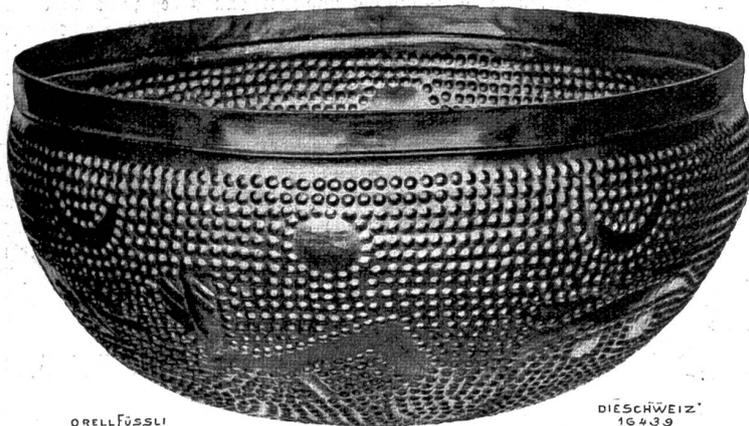
Mit acht Abbildungen.

Bei Gelegenheit der Bahnbauten zwischen Zürich und Altstetten wurde letzten Winter ein wertvoller kulturhistorischer Fund aus der Zeit der frühesten Besiedelung unseres Landes gemacht. Ein Arbeiter namens Harri stieß beim Erdaushub auf eine graue Masse, die er anfänglich für einen Stein hielt und deshalb mit dem Pickel bearbeitete. Da aber zerbrach der vermeintliche Stein, und es kam ein prächtiges, glänzendes Gefäß zum Vorschein. Die Schale war außerordentlich gut erhalten und hatte lediglich durch den Pickelschlag ein fingerhutgroßes Loch weg bekommen, das jedoch in der Folge wieder repariert werden konnte. Der Fund ging in den Besitz der Bundesbahnen über, die ihn ihrerseits dem Landesmuseum abtraten, wo er gegenwärtig in der Schatzkammer aufbewahrt wird und eines der wertvollsten Stücke bildet. Unser Altertumsforscher, Dr. J. Heierli, hat den Fund gründlich untersucht und veröffentlicht seine Forschungsergebnisse im Anzeiger



Dr. Jakob Meßli, der bekannte Zürcher Landwirt und Pfahlbautenentdecker und -forscher in Meggen, geb. 18. August 1826.

*) Dresden, Verlag von Richard Lindt.



ORELL FÜSGLI

DIESCHWEIZ
16439

Die goldene Schüssel von Zürich.

für schweizerische Alttertumskunde*). Abgesehen von ihrem beträchtlichen Alttertumsvalue hat die Schüssel auch einen ganz respektablen Metallwert; denn sie ist aus feinstem Golde gefertigt, 22 Karat, und hat demnach einen Metallwert von rund 3000 Fr. Die Schüssel scheint einem Grabfunde zu entstammen, wenn die Angaben des Arbeiters richtig sind, der unter ihr eine staubähnliche, kiesfreie Masse (Zeichenbrandreste?) zu sehen glaubte. Bestimmtes läßt sich leider nicht mehr feststellen, da die Fundstelle bei der Ankunft der kompetenten Personen nicht mehr intakt war. Andere Funde, die einen Schluß auf die Art und Herkunft zuließen, wurden nicht gemacht, sodaß man bei der Bestimmung auf analoge Fundstücke anderer Gegenden angewiesen war, die dann allerdings wichtige Fingerzeige ergaben, sodaß die Verfertigung des Gefäßes sowohl von Dr. Heierli wie auch von andern Forschern, die er um ihre Ansicht gebeten, übereinstimmend in die ältere Hallstattperiode, etwa 600–500 v. Chr., verwiesen wurde. Doch hat die Schüssel zufolge der Technik der Ausführung und der auf ihr dargestellten Figuren stark abweichende Eigenheiten, sodaß sie als ein Unikum bezeichnet werden kann.

Ueber die Tierdarstellungen bemerkt Dr. Heierli: „Von besonderem Interesse ist die mittlere Figurenreihe, in der ausnahmslos Tiere dargestellt sind. Man kann eigentlich nicht sagen, diese Tiere seien dargestellt worden; denn nur selten sieht man einen Strich: sie sind vielmehr ausgepart. Die Buckelchen bilden die Umrisse, der Tierkörper aber ist flach. Das am besten erkennbare Tier ist ein Hirsch (Abb. a). Kopf und Leib sind ausgepart, die Beine durch je zwei Striche angedeutet, das Geweih ist auch nur durch wenige Striche markiert. Interessanterweise finden sich mitten im Geweih drei eingeschlagene Kreise mit Mittelpunkt. Es sind dies Stellen, wo man wahr-

scheinlich bei der Treibarbeit fehlerhafterweise das Instrument ansetzte. Rechts oben am Geweih sieht man einen andern Fehler: zwei Buckelchen liegen zum Teil übereinander. Die ganze Figur des Hirsches ist verzeichnet, schematisiert. Die Vorderbeine sind z. B. 1,7 cm, die Hinterbeine 2 cm lang. Die totale Länge des Körpers beträgt 7 cm; der Leib aber ist dabei nur bis 1 cm dick. Der Kopf ist 3 cm lang, das Geweih ist 3 cm und an der breitesten Stelle 2,5 cm breit. Die Hirschfigur mit ihren schlechten Proportionen, besonders dem dünnen, langgestreckten Leib und den geraden Beinen, erinnert an einen Teil der aus Eisen gefertigten rohen Totbildchen, die man an abgelegenen Wallfahrtsorten wohl heute noch findet und die sich fast unverändert aus der Hallstattzeit bis zur Gegenwart erhalten zu haben scheinen. Die zweite Figur, rechts vom Hirsch (Abb. b), ist noch schlechter, sagen wir schematischer gezeichnet. Der Körper ist lang und dünn, der Schwanz dick und kurz. An Stelle der Beine erkennen wir nur ein paar Striche. Die Ohren sind durch zwei Striche angedeutet. Die Körperlinien wurden durch Buckelchen bezeichnet; oberhalb der Rückenlinien hat man beim Treiben zwei kleine Stücke leer gelassen. Ob dies der Ungeschicklichkeit des Arbeiters zuzuschreiben ist oder ob es einen andern Grund hat, ist schwer zu sagen. Noch schwieriger freilich wäre es, die Tierpezies, die hier repräsentiert ist, zu nennen. Ebenso schwierig ist dies bei der folgenden Figur (Abb. c), bei der man, besonders aus der Form des Mauls, etwa auf ein Reh schließen möchte. Auch hier findet sich dieselbe Unbeholfenheit der Darstellung, wie bei allen andern Figuren, von denen die fünfte (Abb. e) möglicherweise einen Hund vorstellen soll. Auf das zuletzt genannte folgen noch zwei übereinanderstehende Tiere (Abb. f), von denen das linke, untere gehörnt zu sein scheint; denn über dem Kopf erblickt man nicht nur zwei, sondern drei Striche. Das Tier rechts ist sehr langgestreckt und mit einem langen Schwanz versehen. Es streckt den Kopf vor gegen den Hirsch; die Ohren sind schräg rückwärts gezeichnet. Es sind also im ganzen sieben Tiere, von denen nur eines nach rechts sieht, alle andern aber nach links schauen. Alle diese Tiere wurden in Ruhestellung gezeichnet, keines schreitet aus, alle stehen. Die Formen gehören, wie ein einziger Blick auf unsere Abbildungen lehrt, in den Hallstätter Kulturkreis. . . .“

Ein deutscher Forscher schrieb, daß wir neben den „nordischen“ Goldgefäßen der zu Ende gehenden Bronzezeit „noch ganz anders geartete Stücke voraussehen haben“. Er „möchte die Zürcher Schale als ein absonderliches Glied eines Kreises halten, den wir in der Zone nordwärts der Alpen mangels Denkmäler noch nicht recht zu überblicken vermögen“; wir müssen also hoffen, daß spätere Funde uns über das Fremdartige des Objektes nach und nach Aufklärung geben.

A. K.

*) Vgl. „Anz. f. Schweiz. Alttertumsk.“ N. F. IX 1907, 1 ff.

DIESCHWEIZ
16441

Tierdarstellungen an der goldenen Schüssel a. b. c.